



Nr. 135.

Mittwoch, den 10. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Fähler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Endlich war er allein.

Er hatte den Vorhang, der den Alkoven vom Schlafzimmer trennte, so weit als möglich zurückgezogen, die Kerze auf dem Nachttischchen angezündet und öffnete nun, auf dem Bettrand sitzend, das Kuvert.

Ein Zettel lag darin, mit wenigen Zeilen einer energischen, aber ziemlich alltäglichen Handschrift beschrieben, der Abschiedsgruß des Bruders an seine über alles geliebte Schwester.

Offenbar war der Zettel aus einem Notizbuche herausgerissen, denn er enthielt auf der Rückseite ein paar Zahlen, eine 12 und die Ziffer 19,378 fast gänzlich verwischt, und außerdem zog sich um die Ränder des Papiers eine feine Vergoldung. Der Zettel enthielt nur die Worte:

„Besser tot als entehrt leben. Ich sterbe von eigener Hand — mein eigener Richter! Leb wohl!

10. September.

Gerbert.“

Es ist also wahr! Er hatte sich selbst getötet und die Gründe dieses Selbstmords als sein ewiges Geheimnis mit ins Grab genommen.

Darum hatte man die Beisetzung des Toten so rasch und in der Stille vollzogen, nachdem man die entstellten Überreste im Walde gefunden. Er entsann sich der Beschreibung des alten Johann, daß die Füchse dem Toten das Gesicht zerfressen und entstellt hätten.

So hatte der Unglückliche sich wahrscheinlich durch einen Schuß in den Mund getötet.

Je mehr er nachdachte, desto fester reiheten sich die Glieder seiner Vermutung zur Kette aneinander. Am Rande eines Baches, im Dickicht, hatte man den Unglücklichen gefunden.

So hatte er jedenfalls sein Jagdgewehr mit Wasser geladen, sich in den Mund geschossen und sich damit allerdings auf entsehlche Weise verstümmelt, und wenn dann wirklich auch noch hungrige Raubtiere über den Leichnam hergefallen waren, so mußte der Anblick ein furchtbarer gewesen sein.

Ein tiefes Mitleid mit dem armen Menschen beschlich Oswald, wie er so regungslos dasaß, den Kopf in die Hände gestützt, den kleinen Zettel vor sich auf dem Nachttisch liegend.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur in einem entfernten Zimmer klang der monotone Pendelschlag einer Uhr, und ab und zu strich an den Fenstern draußen ein leiser Windhauch vorüber.

Plötzlich stutzte Oswald.

Raum merklich bewegten sich seine Nasenflügel, und sein Kopf neigte sich tiefer auf den Tisch.

Ein leiser Duft eines ziemlich verflüchtigten Parfüms lag unverkennbar zu ihm auf.

Er täuschte sich nicht, einer seiner verfeinertsten Sinne war der Geruch, schon als Kind hatte man ihn damit genekt, daß er „witterte, wie ein Jagdhund“, wie sein Vater immer scherzend zu ihm zu sagen pflegte.

Dieser Geruch, der ihn stutzen machte, konnte nirgendwo anders herkommen, als aus dem Stückchen Papier, was vor ihm lag.

Darüber war kein Zweifel.

Und als er es dicht ans Gesicht hielt, fand er seine Vermutung bestätigt. Ein scharfer, eigentümlicher Wohlgeruch steckte in dem Blättchen Papier, ein Parfüm, das die Zeit nicht hatte verschwinden lassen können.

Und er kannte diesen Duft, erst vor ganz kurzer Zeit hatte er denselben gerochen, aber wo?

Plötzlich durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Das war ja nicht möglich! Das war ja Wahnsinn, was er jetzt dachte — aber es ließ ihn nicht mehr los, und er erhob sich, steckte das Papier zu sich, und ohne die Kerze zu verlöschen, huschte er aus dem Zimmer.

Er kannte sich aus im Schlosse. Draußen schien der Mond, der auf die Gänge durch die Flursenster leuchtete. Er brauchte also für den Weg über die Treppen nach seinem Zimmer keine Kerze. Eine Schachtel Wachszündhölzer hatte er bei sich, das genügte, um sich unten auf dem Wege durch die Zimmer zurechtzufinden bis zum Treppenhause.

Leise über die dicken Teppiche schreitend, war er eben bis zum ersten Stockwerk gekommen, als ein winziger Lichtpunkt am Ende des langen Korridors zur Rechten der Treppe seine Aufmerksamkeit fesselte.

Rasch trat er hinter eine Säule und beobachtete das merkwürdige Licht.

Er selbst und der Teil der Treppe, wo er sich befand, waren gänzlich im Dunkeln, am Ende des Korridors aber, in dem sich das Licht bewegte, wirkte sich das hohe Flursenster, durch das der Mond hereinschien und ihm deutlich die Umrisse einer Gestalt, und zwar einer weiblichen, zeigte, die offenbar eine Blendlaterne trug, die einen langen, dünnen Lichtstrahl vor ihr herwarf.

Plötzlich blieb die Erscheinung stehen und das Licht erlosch.

Um so schärfer hob sich jetzt in dem grünlichen Mondlicht die Silhouette der unbeweglich stehenden Gestalt ab. Auch Oswald rührte sich nicht hinter seiner Säule und hielt den Atem an.

Nach einigen Augenblicken glitt die Erscheinung weiter auf ihrer Wanderung, und da der Korridor dicht am der Treppe mündete, so mußte sie an dem Vorübergehenden vorüber-

kommen und ihn unverzüglich entbeden, wenn sie die Blendlaterne öffnete.

Eine Sekunde sah sich Oswald um, in der instinktiven Absicht, die Treppe zum zweiten Stock zu erreichen, aber das wäre nicht möglich gewesen, ohne aus dem Schatten der Säule zu treten. Als er den Kopf wieder umwandte, war die Erscheinung — verschwunden.

Das überstieg sein Fassungsvermögen, und wie ein Träumender rieb er sich Stirn und Augen.

Sein Umwenden hatte kaum zwei Sekunden gedauert, und in dieser Zeit hätte die Frau unter gar keiner Bedingung den Weg, den sie gekommen war, zurückgehen oder gar unbemerkt an ihm vorüberkommen können.

Beides war ausgeschlossen.

Sie mußte also entweder — da der Korridor keine Türen hatte — in die Erde versunken oder in die Wand gesunken sein.

Bei dem letzten Gedanken fühlte Oswald, daß es ihn kalt überrieselte. Wie im Frost schauerte er zusammen.

Dann ging er langsam den Weg, den die Gestalt gekommen war, Schritt für Schritt, die Augen fest und suchend auf die Wände gerichtet.

Der untere Teil des Korridors bestand über Manneshöhe in einer alten Eichenholztäfelung, über der sich als oberer Teil zur Decke eine grau getünchte Mauer schloß.

Die Täfelung selbst zeigte eine ganz symmetrische Anordnung geschnitzter Züllungen, die sich in gleichen Zwischenräumen wiederholten.

Während er mit aufmerksamen Blicken das alte Getäfel prüfte und seine Augen bald nach oben, bald zur Erde irrten, sah er auf dem Boden, dicht an der Wand, eine kleine Quaste von lila Seidendenille, die offenbar im Laufe des Tages dort verloren worden war.

Er bückte sich danach unwillkürlich, um das Quästchen aufzuheben, wunderte sich aber, als das kleine Ding Widerstand leistete und gleichsam im Boden festgewurzelt schien.

Bei genauer Betrachtung bemerkte Oswald, daß es eingezwängt zwischen einer Fuge der Täfelung saß, eine Wahrnehmung, die ihn ebenso überraschte, wie befriedigte.

Er nahm sein Taschenmesser heraus und schnitt das Quästchen ab, da er sich vorsichtigerweise nicht entschließen wollte, es aus der Fuge gewaltsam herauszureißen.

Dann merkte er sich die Stelle ganz genau — es war die zwölfte Züllung vom Anfang des Korridors. Dann steckte er seinen Fund sorgsam in die Tasche und eilte rasch in sein Zimmer, wo er mit ungeduldigen Händen die Kommode öffnete, worin er seine paar Sabseligkeiten aufbewahrt hatte.

Aus einem Paket Taschentücher zog er einen Herrenhandschuh hervor, denselben, den der Mann auf der Landstraße nach seinem Rendezvous mit Baroness Julia verloren hatte, und der unverkennbar dasselbe Parfüm ausströmte, wie das ominöse Stück Papier.

Schon damals war ihm dieser Duft als ein ganz besonderer, ungewöhnlicher aufgefallen. Um so weniger konnte er sich jetzt täuschen, als er den Geruch des Handschuhs mit dem des Zettels verglich. Das Parfüm war unleugbar dasselbe.

Nachdem er sich vergewissert hatte, versteckte er den Handschuh wieder sorgfältig zwischen den Taschentüchern und verschloß ängstlich das Paket. Dann nahm er aus dem Grunde seines Rucksacks ein zusammengefaltetes Papier, wickelte eine kleine Lupe daraus hervor, die er sich mitgenommen hatte, um damit auf seiner Wanderung Pflanzen und Mineralien zu beobachten. Welchen wichtigen Dienst sie ihm heute leisten sollte, hatte er allerdings nicht vorausgesehen.

Leise, wie er gekommen war, schlich er dann wieder hinunter in das Krankenzimmer und von da in seinen Alkoven, wo er auf dem Nachttischchen den Zettel ausbreitete und sich mit der Lupe an eine außerordentlich sorgfältige Untersuchung machte.

Jeden Buchstaben besah er genau, um irgend einen Anhaltspunkt für den Verdacht zu finden, der ihm soeben durch das ominöse Papier bestätigt worden war.

Das Blatt Papier war offenbar aus einem Notizbuch herausgerissen, und zwar mußte dies denselben gehören, der den Handschuh neulich verloren hatte, dafür sprach der Vergleich zwischen Handschuh und Papier zu genau, denn dieses Parfüm war ein so intensives, so seltenes, daß beide Gegenstände unbedingt nur denselben Besitzer haben konnten.

Dann aber — kombinierte Oswald weiter konnte unmöglich der junge Graf diese Zeilen geschrieben haben, denn für solchen Zweck entlehnt sich niemand das Notizbuch eines anderen.

Wenn also der Sterbende die wenigen Worte nicht geschrieben hatte, so mußte sie der Eigentümer des Papiers geschrieben haben, eine andere Deutung war nicht zulässig. Und dieser Eigentümer konnte nur derjenige sein, dem das Notizbuch gehörte, das den gleichen, eigenartigen Duft an sich hatte, wie jener Handschuh.

Within war auf dem Zettel die Handschrift des Grafen unzweifelhaft eine Fälschung, ausgeführt, um seinen Tod als einen freiwilligen erscheinen zu lassen.

Der Mann mit dem penetranten Parfüm mußte also an dem Verschwinden des jungen Rendeck ein hohes persönliches Interesse haben, mußte ein Mensch von Bildung und Distinktion sein, denn nur ein solcher konnte die Fälschung so tadellos ausführen, daß die nächsten Angehörigen getäuscht wurden, und auch so ein haltbares, mithin sehr teures und eigenartiges Parfüm konnte nur zur Toilette eines vornehmen Herrn gehören.

Nachdem Oswald sich diese Punkte mit all seiner Logik festgestellt hatte, begann er wieder mit der mikroskopischen Untersuchung des Zettels. Er verglich beide Seiten genau miteinander und da verhalf ihm das unerbittliche Vergrößerungsglas zu einer Entdeckung, über die er beinahe laut aufgejubelt hätte. Die unbebeschriebene Seite des Papierblättchens war tadellos satiniert, während die beschriebene Seite um ein bedeutendes rauher war und alle Merkmale zeigte, daß über die ganze Fläche sorgfältig radiert worden war und zwar, was das Wichtigste war, nachdem die Schrift mit Tinte geschrieben worden. Seine Vermutung, daß also vorher mit Bleistift die Worte zusammengestellt und dann mit Tinte nachgezogen sein mußten, bestätigte sich ihm durch die Wahrnehmung und wurde zur Gewißheit, als er bei dem Buchstaben „r“ des Namens Herbert eine winzige, mit bloßem Auge absolut nicht sichtbare Bleistiftlinie entdeckte, die trotz der sorgfältigen Radierung dem verschwindenden Gummi entgangen war.

So hatte er denn, was er vor allen Dingen brauchte, einen unumstößlichen Beweis, daß hier verrückte Hände im Spiele waren, daß all seine argwöhnischen Verdachtsgründe berechtigt gewesen, und daß er vollständig recht getan, seinen Freund Kessler und den Detektiv kommen zu lassen, die nun die Spur verfolgen sollten, auf die er sie mit diesem Beweisobjekt leiten konnte.

Für einen nur einigermaßen befähigten Untersuchungsrichter waren dieses Papier und der bewusste Handschuh Anhaltspunkte genug, um den Verbrecher ausfindig zu machen, um so leichter, da Oswald den Mann, der den Handschuh verloren, ja von Angesicht kannte und dieses Gesicht mühelos unter Tausenden herausgefunden hätte. Er barg den Zettel in seiner Brusttasche, dann löschte er die Kerze und streckte sich angekleidet auf das Bett, wo er mit offenen Augen regungslos liegen blieb — stundenlang.

Im Schlaf konnte er nicht denken, er hatte in der verfloßenen Stunde zu vieles, zu Wunderbares erlebt, um seine Gedanken zur Ruhe zwingen zu können.

Alles tauchte noch einmal vor ihm auf und zog schattenhaft an ihm vorbei, langsam reichten sich die Glieder zur Kette oneinander, klarer und immer klarer formte sich für ihn das Bild des ganzen Geheimnisses, das seine Seele qualvoll zu enthüllen strebte.

Die geipenstische Erscheinung, die da oben im Mondlicht lautlos durch die Gänge gesunken und buchstäblich in der Wand verschwunden war, beschäftigte seine Phantasie am meisten.

Nur eine konnte es sein.

Aber was wollte diese eine, wohin ging sie auf so geheimnisvollen Wegen zu dieser Stunde? — Daß sie keine Kerze auf ihrem Gange trug, sondern sich einer Blendlaterne bediente, war ihm ein Beweis, daß ihre Wanderung eine geheime war, und daß diese Wanderung eine häufige, wiederkehrende Gewohnheit war, bestätigte die für diesen Zweck eigens angeschaffte Blendlaterne, die wohl kaum zu den landläufigen Requisiten einer Dameneinrichtung gehörte.

Wohl zwei Stunden hatte Oswald so gelegen und kombinierte, die Augen starr in das Dunkel gerichtet, das ihn umgab. Der Kopf tat ihm weh zum Zerspringen.

Mit einem Male war es ihm, als wenn aus dem Krankenzimmer ein leiser, kaum hörbarer Ton einer müden Stimme den Namen flüsterte der in Oswalds Gedanken eine so große, bedeutungsvolle Rolle spielte.

Schnell richtete er sich empor und lauschte. Und richtig, da war es wieder, das süße Wort, das in seinem Herzen ein so lautes Echo fand: „Thea!“ Im Nu war die Kerze angezündet und wenige Sekunden später stand Oswald vor dem Bett des Grafen.

Der Kranke war erwacht und seine weit offenen Augen glitten suchend im Zimmer umher.

Aber sein Gesicht hatte nicht mehr den Ausdruck grenzenloser Apathie, wie bisher, in den forschenden Blicken lag nicht mehr die stehende Angst, die tödliche Ermattung, sondern ein langsames Erwachen der Seele zu vollem Bewußtsein sprach aus den bisher wie im Todes Schlaf geschlossenen Augen.

Oswald trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Leidenden.

„Komtesse Thea schlafen, Herr Graf“, flüsterte er leise und aus seinen schönen Augen leuchtete es hell und freudig über den Erwachten hin. „Es ist spät in der Nacht, aber wenn der Herr Graf die gnädige Komtesse zu sprechen wünscht —“

Neudeck schüttelte das Haupt und ein mildes Lächeln zog um seine blutlosen Lippen die sich müde öffneten und ganz leise, kaum hörbar, sagten: „Nein, nein! Sie soll nur schlafen! — Sind Sie nicht —“

(Fortsetzung folgt.)

Auf Befehl Seiner Hoheit.

Novellette aus der Bopfzeit von A. Ginz.

Nachdr. verboten.

„Ew. Hoheit, es ist eine Frau draußen. Sie behauptet, die Nadel zu bringen.“ meldete der eintretende Kammerdiener.

Der Fürst, ein kleiner Potentat im lieben deutschen Lande, aber nichts destoweniger allmächtig über das Geschick seiner Untertanen, die vor seiner Ungnade zitterten, sah vom Frühstück auf, bei dem er saß. Das weite Gemach war mit weißlackierten, vergoldeten Möbeln, mit roten Sammetpolstern ausgestattet, deren Ledelbeinchen sich schön abhoben von dem glänzenden Parkettboden. Durch das offene Fenster zogen die Düfte von Muskatthazinthen und Veilchen, die im Schloßgarten blühten, denn es war Frühling.

„Er ist ein Dummkopf, Köhler! Bringen? Ja, hat sie sie denn gefunden? — Lasse Er die Frau eintreten.“

„Eine ältliche Frau in einfacher, bürgerlicher Tracht und großer Flügelhaube trat ängstlichen Blickes über die Schwelle.“

„Fürchten Sie sich nicht, ich beiße Sie nicht. Sie bringt meine Nussnadel — wo hat Sie sie gefunden?“

„Halten zu Gnaden, Ew. Hoheit, nicht ich habe sie gefunden, sondern die Rosette, eine arme Waise — ich bin ihre Muhme.“

„So — so.“ Hoheit öffnet das Seidenpapierpäckchen, das die Frau knirschend hingelegt hatte — die Brillantnussnadel, die er auf einem Spaziergang verloren und für de-

ren Auffindung er 50 harte Taler ausgesetzt, lag vor ihm. Befriedigt nickte er: „Sagen Sie, warum die Demoiselle Rosette nicht selbst gekommen ist?“ erkundigte er sich, indes er eine kleine silberne Klingel in Bewegung setzte und dem eintretenden Diener befahl: „Die Geldrolle für die gedundene Nadel.“

„Halten zu Gnaden, Ew. Hoheit.“ tönte da plötzlich die Stimme der Frau, nachdem sie gekämpft, was sie Seiner Hoheit antworten sollte, „die Rosette ist nicht gekommen, weil sie den Findexen, den Ew. Hoheit gnädigt ausgesetzt haben, nicht annehmen will.“

Der Fürst zog die Brauen hoch: „Ei, ei, — sieh, sieh,“ sagte er langsam, sah nachdenklich vor sich hin und nickte dann gnädig der Frau zu: „Ich danke Ihr; Sie kann gehen, bestelle aber der Demoiselle Rosette, sie solle unverzüglich aufs Schloß kommen.“

Eine Viertelstunde später meldete Köhler die Findexin der Nadel und Demoiselle Rosette Willersdorf trat mit einem Knix ins Gemach. Der Knix, war nicht übermäßig tief und die zierliche Gestalt im rosa Rattun-Reisrock hob sich gar schnell wieder, samt dem weißgeputzten Köpfchen, gerade, als sei der jungen Demoiselle Devotion zuwider. Man rühmte nicht mit Unrecht den scharfen Weidmannsblick Sr. Hoheit, wenn der Fürst von seinen Jagdausflügen mit reicher Beute heimkehrte, — gerade wie ein Jäger auf dem Anstand nahm der 45jährige Monarch die Kleine aufs Korn. Und was er sah, gefiel dem Frauenkenner gut, sie war nicht allein reizend, sondern sah gerade so apart aus wie ein vornehmes Frauenzimmerchen. Besonders allerliebst aber war der Troß, der um die hochgeschürzten Lippen spielte — ihn zu brechen durch allerhöchsten Befehl, mußte ein gar artiges Bläffier sein.

„Bon jour, mein liebes Kind, sagen Sie mir, weshalb Sie die 50 Taler Findexen nicht nehmen will.“

„Weil ich mir nichts schenken lasse, das ich nicht verdient habe, Ew. Hoheit,“ kam es unbedenklich zurück.

Der Fürst nickte. „Gut — obwohl Ihre Ehrlichkeit wohl den Lohn verdient hat. — Wie aber, wenn auch Wir uns nichts schenken lassen wollen, ohne Uns zu revanchieren?“

Hoheit lächelte fein und seine Finger strichen so angelegentlich den schwarzgewachsenen Schnurrbart, als sei er einem Plane auf der Spur.

Die runden Schultern unter dem Florbuentuch hatten ein wenig gezuckt, gerade als wollte ihre Besitzerin sagen: es ist doch vergebens, was er da redet. Da tönte die Stimme Sr. Hoheit: „Hat Sie denn Geld nicht nötig? Wer waren Ihre Eltern — wovon lebt Sie, die Demoiselle?“

Jetzt kräuselten sich die roten Lippen unwillig — was hatte Se. Hoheit die Nase hinzuzustechen in ihre Sachen?

„Mein Herr Vater war ein Schulmeister und nach seinem Tode hat meine Frau Mutter als Frau Schulmeisterin die Kinder unterwiesen. Seit auch sie tot ist, bin ich bei meiner Muhme, der Müllerin. Sie hat einen Kramladen am Markt. Ich — bin Handschuhmacherin.“

Sie war bei den letzten Worten rot geworden im Gedanken an das erste Paar, das ihr den Herzallerliebsten eingetragen hatte. Das Erstlingswerk der jungen Anfängerin war wohl gelungen und stolz über ihr Werk, hatte sie die Handschuhe selbst zu dem Auftraggeber hingetragen. Dieser war ein Kandidat der Rechtsgelahrtheit und wollte die Handschuhe haben für eine Reise nach Jena, woselbst er sein Examen absolvieren sollte. Ein junger, schlanker Mann, bei dessen dunklem Blick der Rosette gar wunderbar ums Herz geworden war. Anprobe war selbstverständlich gewesen. Leider aber war der Kandidat nach Männerart sehr ungeschickt dabei, so daß Rosette aus lauter Angst um ihr mühseliges Werk gebeten hatte: „Erlaubt Musje, daß ich Euch helfe.“ „Wie gerne, liebe Demoiselle!“ Als nun aber die weichen Fingerchen mit sanftem Druck über seine Hand gestrichen, war dem Kandidaten ein süßes Feuer durch die Adern geströmt. — Wie nun Cupido stets Wege findet für die, die sich finden sollen, so war am nächsten Tage der Kandidat zur Muhme Müllerin in den Kram-

laden genommen — er bringe das Sackbüchlein, das die Demoiselle Willersdorf bei ihm habe liegen lassen. Da aber gerade die fürnehme Frau Syndikuffin den Kramladen beehrte, hatte die Müllerin den Jünger zur Rosette beschieden. Nun und — Rosette hob stolz und freudig das Köpfchen — als ihr heimlicher Herr Bräutigam hatte der Kandidat die Reise nach Jena angetreten. Sobald er nach bestandnem Examen ein Anstellung erhalten, würde er sie zu seiner Frau machen.

„Handschuhmacherin? So — so, und das ist ein so einträgliches Metier?“ sagte Soheit, und es klang ein wenig spöttisch. „Nun, denke Sie darüber, wie Sie will, mein Kind. Kurz und gut — wir sind Ihr zu Dank verpflichtet und wollen ihn auf fürstliche Weise geben. Er lachte leise. „Hat Sie einen Wunsch, so sage Sie ihn.“

Einen Wunsch? Ach, Rosette dachte an eine Anstellung für ihren Kandidaten, an eine Ausstattung, damit sie heiraten könnten, das war ja aber vermessen zu sagen, war ja weit mehr, als die 50 Taler. —

„Sie schweigt? Nun, so will ich Ihr etwas schenken, was sich jedes Mädchen wünscht — einen Bräutigam.“

Diesmal wurde Rosette flammenrot — ich habe bereits einen, wollte sie sagen, unterließ es aber rechtzeitig. Soheit würde es sehr übel deuten, wollte sie gestehen, daß der Kandidat während des Exams sich eine Herzallerliebste angeschafft hatte.

„Ich nehme nur einen, den ich liebe, Ew. Soheit,“ sagte sie bestimmt.

„Sie ist eine Krachbürste und hat zu gehorchen. Ein Eheherr ist Ihr sehr nötig, damit Ihr die Vorsten abgewöhnt werden. Gehe Sie jetzt nach Hause und erwarte Sie meine Befehle.“

Ganz verwirrt, unter erwachender Angst um ihr Glück, verließ Rosette das Schloß. Auf dem Wege begegnete ihr der neue Schloßverwalter, der erst kürzlich herbeufen war. Ein unberechneter Mann mit einem gar stattlichen Bäuchlein und einem weiten Herzen für das Weibervolk, wie man sich erzählte. Als er sie sah, zog er den dreieckigen Hut mit lächerlicher Devotion: „Werden wir häufiger das Vergnügen haben, die schöne Demoiselle hier zu sehen?“

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stelte sie auf den hohen Stakelschuhen stolz an ihm vorbei. Im Innern aber fühlte sie sich nicht so sicher, wie sie tat. Allerhand Kombinationen tauchten schreckhaft in ihr auf; wie eine drohende Wolke legten sie sich auf ihr kedes Selbstbewußtsein.

Das Butenscheibensfenster in dem Häuschen der Müllerin stand offen. Davor saß die kleine Rosette und stichelte emsig an einem Handschuh. Vor ihr auf dem Nähtisch lag eine Pergamentrolle — das erste Schreiben des Kandidaten an seine Herzliebste. Es enthielt die frohe Nachricht, daß er das Examen glücklich bestanden habe.

Trotdem seufzte Rosette tief. Soheits Worte verfolgten sie. Wenn er sie nun wahr machte, ihr befehl, einen anderen zu heiraten? O Himmel, hätte sie doch bekannt, daß ihr Herz nicht mehr frei war! Allein welche schwere Mühe hätte sie damit ihrem Kandidaten eingebracht, hätte vielleicht heraufbeschworen, daß seine Anstellung vereitelt würde. Ach, waren die Aussichten dafür nicht überhaupt unsicher? Wann noch würden sie heiraten können? Heiraten —?

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, über ihren Irrtum, vielleicht auch, weil auf dem Marktplatz eine gravitatische Gestalt auftauchte, im weissenblauen Rock mit goldenen Knöpfen, mit Rohrstock und Haarbeutel, die Rinde auf dem fetten Bäuchlein — der neue Schloßverwalter. Bevor noch Rosette mit ihrem Schrecken fertig geworden, ging an der Haustür der messingne Klopfer.

„Ich komme im Auftrage Sr. Soheit und wünsche die Müllerin, die Muhme der Demoiselle Willersdorf, unter vier Augen zu sprechen.“

Damit und einem vielsagenden Blick auf die hübsche Kleine, trat der Gast über die Schwelle. Eine Minute

später schloß sich hinter diesem und der erschrockenen Muhme, die Thür der „guten Stube“; Rosette aber sank an ihrem Platz vor dem Nähtischen laut schluchzend in die Knie — sie wußte nun, was E. Soheit befohlen hatte.

Tage vergingen. Rosette, sonst munter wie ein Bachstelzchen, schlief nur durchs Haus der Muhme. Diese litt offenbar unter der Verzweiflung der Nichte schwer, widerstand aber deren flehentlichen Bitte, ihr den Inhalt der Unterredung mit dem Schloßverwalter mitzuteilen, mit den Worten: „Ich habe es Sr. Soheit schriftlich geben müssen, daß ich schweige.“

„Ich heirate den Schmerbauch nicht!“ schrie da Rosette verzweifelt.

„Begehre Sie nicht so auf, die Mamsel Nichte, übe sie sich fein in Geduld und beuge sie sich dem Befehl Sr. Soheit, wenn er eintrifft.“ Selbigen Tages noch traf ein Lakai vom Schlosse ein mit der Meldung, die Demoiselle Willersdorf solle sofort aufs Schloß kommen.

Rosette entsann sich später nur dunkel, wie ihre zitternden Füßchen den Weg dorthin zurückgelegt. Mit wogender Brust machte sie ihren Knix vor dem Fürsten, der sie wieder in dem nämlichen Gemach empfing.

„Sie soll jetzt Unseren Dank entgegennehmen, Demoiselle Willersdorf,“ hob E. Soheit an. „Der Herr Bräutigam, den Wir für Sie ausgewählt haben, ist ein gar reputarlicher Mann —“

„Mit einem Schmerbauch...“ flüsternte Rosette, einer Ohnmacht nahe.

„— und in sicherer Stellung,“ fuhr Soheit fort.

„Schloßverwalter...“ kam es nur noch wie ein Hauch.

„Auch sind Wir gewillt, Ihr das künftige Heim einzurichten. — Doch — Unser fürstlicher Dank scheint Sie zu überwältigen, mein Kind, Sie brauchen offenbar eine Herzstärkung. — — — führen Sie den Herrn Bräutigam herein, Köhler,“ befahl der Fürst dem eintretenden Kammerdiener.

Vor Rosettens Ohr begann es zu sausen — wie durch einen Nebel starrte sie dem Eintretenden entgegen. — Und nun könnte durch das fürstliche Gemach jenes Aufkreischen, das den „Frauenzimmern“ aller Jahrhunderte gelegentlich zu eigen ist. Zwischen Lachen und Weinen lag Rosette an der Brust ihres Kandidaten.

Behaglich lächelnd sah der Fürst auf das hübsche Bild.

„Die Ueberraschung ist gelungen,“ meinte der Herr Hofprediger, „nicht auch? — — Nun, liebes Kind, ist Sie mit dem befohlenen Geschenk zufrieden?“

Tief beugte sich Rosette über die fürstliche Hand. Und dann klang es zweistimmig — tiefbewegt: „Gott segne den Befehl Ew. Soheit.“

Am Familientisch.

Stammtischscherz.



Man mache zu diesen drei Strichen noch sechs hinzu und soll dann elf haben.

Gleichklang.

Es klingt im Chor
Mit buntem Ton.
Ich bin's, einst wird
Es auch mein Sohn.
So wünsch' ich mir
Den goldenen Wein,
Doch darf es nie
Der Braten sein.

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzeile 15 Pfg., die Reklamezeile 60 Pfg.; alle anderen Anzeigen 20 Pfg., die Reklamezeile 100 Pfg. Rabatt nach ausliegendem Tarif.

Nr. 3.

Wiesbaden, 10. Juni

1908.

Die 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Stuttgart vom 25. bis 30. Juni 1908.

In diesem Jahre wird die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft ihre 22. Wanderausstellung in der Hauptstadt des Königreichs Württemberg, und zwar auf demselben Ausstellungsplatz am Neckar bei der König Karls-Brücke abhalten, welchen sie auch vor 12 Jahren bei ihrer ersten Einklehr im Königreich Württemberg innehatte. Diese Veranstaltung beansprucht mit Recht nicht nur das größte Interesse der Landwirte des Gaues, in dem sie abgehalten wird, sondern wird auch bei ihrer großen volkswirtschaftlichen Bedeutung die Aufmerksamkeit der städtischen Bevölkerung in gleichem Maße auf sich ziehen. Denn wie einerseits die Ausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft fruchtbringend auf die Tätigkeit der ländlichen Bevölkerung wirken, haben sie andererseits den Zweck, die landwirtschaftliche Tätigkeit der städtischen Bevölkerung näher zu führen, letztere über die Art und Weise solcher Arbeiten aufzuklären, die großen wirtschaftlichen Werte der Gütererzeugung in der Landwirtschaft zu zeigen und endlich darauf hinzuwirken, daß die Gegensätze, welche in den letzten Jahren sich zwischen Stadt und Land gebildet haben, immer mehr und mehr ausgeglichen werden.

Bei solcher Bedeutung der Ausstellungsunternehmen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft sollte jedermann im Ausstellungsgau sich entweder als Aussteller, soweit solches seine Interessen erfordern, oder doch wenigstens als Besucher beteiligen. Denn bevor die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft wieder ihre Zelte in Stuttgart aufschlagen wird, wird eine lange Reihe von Jahren ins Land gehen. Wurde doch bei der Begründung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft es zum Grundsatz gemacht, daß diese Ausstellungen regelmäßig durch ganz Deutschland wandern sollten, um in gleicher Weise für die gesamte deutsche Landwirtschaft zu wirken und so einen einheitlichen Zusammenschluß sämtlicher Landwirte von Nord und Süd, von West und Ost zur Förderung der Technik der Landwirtschaft zu schaffen.

Seit Begründung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft durch den Geheimen Hofrat Dr. Max von Eyth, einen geborenen Württemberger, im Jahre 1883—84 wandert somit die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft von Gau zu Gau durch Deutschland und arbeitet in dieser Weise für die Fortentwicklung der deutschen Landwirtschaft durch ihre vielseitigen Unternehmungen, wie sie auch reichlich für die Belehrung weiterer Volksschreie beiträgt.

Auch Seine Majestät der König von Württemberg hat stets der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft großes Interesse entgegengebracht, und Seine Königliche Hoheit, der Herzog Albrecht von Württemberg, hat das Präsidium der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft für das Jahr 1907—08 übernommen.

Um einen Ueberblick zu gewinnen, was aus der Ausstellung zu sehen sein wird, sei daran erinnert, daß vor 12 Jahren, im Jahre 1896, die Ausstellung mit 392 Pferden, 1256 Rindern, 202 Schafen, 454 Schweinen, 192 Ziegen, ferner mit Geflügel, Kaninchen und Fischen besetzt war. Die Erzeugnis-Abteilung bestand aus 1810 und die der Geräte aus 2950 Nummern. An Geldpreisen wurden 103 157 M. und außerdem 211 Kunstgegenstände vergeben. Es ist anzunehmen, daß diese Zahlen nur als Mindestzahlen für die Ausstellung angesehen werden können. Denn im Laufe der Jahre haben sich die Wanderausstellungen

der D. L.-G. nicht unbeträchtlich vergrößert. Auch dürften die Ausstellungs-Gegenstände an Beschaffenheit hinter der damaligen Ausstellung nicht zurückstehen, denn das, was die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft in erster Linie mit den Ausstellungen bezweckt, die Hebung der Technik in der Landwirtschaft, dürfte im Laufe der Jahre nicht spurlos an den landwirtschaftlichen Betrieben sowie an den Industrien, welche für die Landwirtschaft arbeiten, vorübergegangen sein.

Auch hofft man, daß der Besuch der Ausstellung ein recht reger werden wird. Denn wenn auch im Jahre 1896 nur 114 648 Personen gezählt wurden, so hat doch die letzte süddeutsche Ausstellung im Jahre 1906 in München gezeigt, daß in Süddeutschland das Interesse an den Ausstellungen immer reger geworden ist. Betrug doch 1906 die Besucherzahl in München 217 383 Personen, während 12 Jahre früher diese Ziffer sich nur auf 106 654 Personen belief. Demnach wird gehofft, daß auch die Ausstellung in Stuttgart in diesem Jahre eine Besucherziffer von etwa 200 000 Personen aufweisen wird.

Auch die finanziellen Mittel, welche für diese Ausstellung aufgewandt werden, dürften mit Recht ein Interesse der süddeutschen Bevölkerung an der Ausstellung fördern, beläuft sich doch der Gesamtgeldumsatz für dieselbe auf rund 800 000 M. Zur Deckung eines etwa eintretenden Verlustes hat die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft eine Summe von 62 000 M. in ihrem Haushaltsvoranschlag zurückgestellt.

Die Beschilderung der 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Stuttgart mit Tieren.

Die diesjährige, 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche in der Zeit vom 25. bis 30. Juni in Stuttgart stattfindet, wird mit 310 Pferden, 658 Rindern, 296 Schafen, 494 Schweinen und 194 Ziegen besetzt, sie ist demnach nur eine mittlere Ausstellung und bleibt bei Pferden, Rindern und Schafen hinter dem Durchschnitt zurück, während die Schweine diesen mit 47, die Ziegen mit 100 Tieren überschreiten.

In der Abteilung der Reit- und Wagenpferde beteiligen sich Württemberg mit 15, Oldenburg mit 8, Mecklenburg-Schwerin und Schleswig-Holstein mit 5 Pferden, während die Abteilung der Arbeitspferde aus Württemberg mit 53, aus der Rheinprovinz mit 69, aus Baden mit 39, aus Hessen mit 11, aus Schleswig-Holstein mit 10 und aus der Provinz Sachsen mit 8 Tieren besetzt wird. Landbesetzer werden 18, Remonten 12 und Militärpferde 62 vorgeführt, darunter ein bespanntes Feldgeschütz und eine Haubitze, die letzte mit schweren Pferden bespannt.

In der Abteilung Rinder überwiegt, Süddeutschland entsprechend, das Höhenvieh. Das Große Fleckvieh wird mit 285 Tieren aus Württemberg, Bayern, Baden und Hohenzollern zur Stelle sein. An gelben Schlägen werden Franken aus Bayern und Pimpurger aus Württemberg mit zusammen 53 Tieren ausgestellt, 142 Haupt Braunvieh kommen ebenfalls aus Württemberg und Bayern, während 20 Vogelsberger und Oberräulder Hesse-Rassau und Großherzogtum Hessen senden. Ferner werden 9 Hinterwälder aus Baden und 44 Haupt mittelgroßes Fleckvieh aus Württemberg, Bayern und Hohenzollern auf dem Platze sein.

Von Tieflandrindern gelangen zur Ausstellung 42 Holländer bzw. Ostfriesen aus Pommern, Posen, Hannover und Rheinprovinz, 17 rotbunte Rheinländer, 7 Angeler und 22 schwarzbunte Tieflandrinder der Brandenburgischen Herdbuchgesellschaft Ruppin-Savelland.

Die seit mehreren Jahren auf den Ausstellungen der D. L.-G. nicht mehr erschienenen Shortborns werden durch 8 Tiere aus der Rheinpfalz vertreten sein.

Die Abteilung Schafe ist besetzt mit 49 Merinos, 120 Fleischschafen, 140 deutschen Landschafen und 12 Karakuln. Während die Merinos und Fleischschafe nur aus Nord- und Mitteldeutschland ausgestellt werden, beteiligt sich Württemberg mit 76 Bastardschafen, Bayern mit 24 Frankenschafen und Hannover mit 12 Rhönchafen an der Gruppe der deutschen Landschläge.

In der Abteilung Schweine sind sämtliche Gruppen gut besetzt; hier finden sich, wie in keiner andern Tierabteilung, die bekannten Züchter alljährlich zur Ausstellung wieder zusammen. Auch in diesem Jahre überragt die Zahl der veredelten Landschweine die der Edelschweine um fast 100 Tiere.

Bei den Ziegen hat die bisherige Einteilung in „Schweizer Schläge“ und „Deutsche Landschläge“ der Bezeichnung „Weiße Ziegen“ und „Bunte Ziegen“ weichen müssen, es kämpfen demnach zum erstenmal in Stuttgart die Deutschen Landschläge gegen die Schweizer Ziegen. Die Besichtigung ist für die Gruppe der weißen Ziegen 116, für diejenige der bunten Ziegen 78. An dem Wettstreit beteiligen sich Brandenburg, Provinz Sachsen, Hannover, Württemberg, Großherzogtum Hessen und Sachsen-Coburg-Gotha.

Die Fischereiausstellung auf der 22. Wander-Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Stuttgart.

Mit der 22. Wander-Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche in den Tagen vom 25. bis 30. Juni d. J. in Stuttgart stattfindet, wird auch eine Fischereiausstellung verbunden sein. Da diese Abteilung namentlich aus Württemberg mit Salmoniden sehr reich besetzt sein wird, wäre es sehr erwünscht, um ein möglichst allgemeines Bild der Fischzucht in Deutschland zu geben, wenn Fischzüchter aus den übrigen Teilen Deutschlands sich auch mit andern Fischgattungen beteiligen möglich.

Die Ausstellung zerfällt in die lebende und in die tote Abteilung. In der ersten kommen Zuchtfische, Wildfische und Krebse zur Ausstellung, in der letzten Fischmittel zur Fisch- und Krebszucht, Darstellungen zur Pflege der Fische und Krebse und anderweitige wissenschaftliche Gegenstände. Die Zuchtfische können nur in Sammlungen aus 3 hintereinander folgenden Jahrgängen, die wiederum aus mindestens 100 diesjährigen, 25 vorjährigen und 5 zwei- und mehrjährigen Fischen bestehen müssen, zur Ausstellung gelangen, während die Wildfische in Einheiten von mindestens 5 Tieren beliebiger Jahrgänge und die Krebse in Einheiten von mindestens 25 großen, 50 mittleren und 100 kleineren Tieren beliebiger Jahrgänge ausgestellt werden können. Die Zuchtfische zerfallen in die Klassen für Salmoniden, Karpfen, Schleien und sonstige Karpfische. Die Preise betragen in den drei ersten Klassen 100, 50, 30 und 20 M., in der vierten Klasse 70, 40, 30 und 20 M., während für Wildfische Preise in Höhe von 50, 30 und 20 M. und für Krebse in Höhe von 50, 30 und 20 M. zur Aussetzung kommen. Die Zahl der Preise richtet sich nach der Besichtigung. Die toten Ausstellungsgegenstände dieser Abteilung stehen außer Preisbewerb.

Geräte und Erfindungen auf den Wanderausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft.

Auf der vorjährigen Berliner Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft wurde zum erstenmal der Versuch gemacht, Geräte und Vorrichtungen auszustellen, welche im landwirtschaftlichen Betriebe hergestellt sind, um örtlichen Bedürfnissen zu dienen. Derartige Vorrichtungen, oft auch Verbesserungen an gekauften Geräten, kommen vielfach in der Wirtschaft vor. Sie bleiben aber ohne Nachahmung, da Maschinenfabriken solche Dinge nicht fertigen und sie daher auf Ausstellungen nicht gezeigt werden. Es kann aber für den einzelnen Landwirt sehr lehrreich sein, wenn er von derartigen Vorrichtungen Kenntnis erhält, um sie unter Umständen in der eigenen Wirtschaft zur Anwendung zu bringen. Wie mannigfaltig sich der Landwirt zu helfen weiß, konnte man aus der Ausstellung der „Illustrierten landwirtschaftlichen Zeitung“ in Berlin entnehmen, welche 100 Originalzeichnungen solcher in den „Praktischen Winken“ ihrer Zeitung mitgeteilten Dinge zur Darstellung brachte.

Diese Vorrichtungen sind zumeist von den ländlichen Handwerkern herzustellen und oft sehr einfacher Art. Sie beziehen sich auf die Tierpflege, wie auch auf den Ackerbau. An größeren Geräten waren in Berlin ausgestellt besonders Ackermägen, auch ein Gerät zur Einebnung und Bearbeitung von Wiesen. Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hat nun für die Ausstellung in Stuttgart, welche vom 25. bis 30. Juni 1908 stattfindet, wiederum eine derartige Ausstellung ausgeschrieben und sie durch Gewährung gewisser Vorteile erleichtert. Es ist eine

gute Eigenschaft des Landwirts, daß er gern seine eigenen Erfahrungen in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Hierzu ist durch die Ausstellung derartiger, in der Praxis bewährter eigenartiger Vorrichtungen, die allerdings vielfach auf den besonderen Fall berechnet sind, eine gute Gelegenheit gegeben.

Eine neue Klasse für Arbeitspferde in der Schanordnung für die Wanderausstellungen der D. L.-G.

In den Herbstversammlungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft wurde die Ansicht ausgesprochen, daß das verbreitetste ländliche Arbeitspferd keinen Platz auf den Ausstellungen der D. L.-G. habe, da unter „Arbeitspferden“ in der Schanordnung nur rassereine Kaltblüter, zumeist ausländische Schläge, verstanden würden. Ebenso gäbe bei den zurzeit von Reit- und Wagenpferden bestimmten Mutterstuten, sowie bei den vorgestellten jüngeren Pferden der Adel bei der Beurteilung den Ausschlag. Es ist zwar richtig, daß die Mehrzahl der ländlichen Arbeitspferde dem Warmblut angehört, daß man aber für die Erledigung der Arbeitsaufgaben dieses Pferd durchaus nicht Pferde mit einem Charakter des Halbblutes oder des ausgesprochenen Warmblutes wünscht. Unter diesen Umständen würde, so meinte man, ein für den Pfluggebrauch besonders geeignetes Tier in der Gruppe der Reit- und Wagenpferde keine Anerkennung erlangen, während man wünschen muß, daß diese nützlichen Pferde eine durch eine besondere Gruppenbildung anerkannte Stellung als ländliche Arbeitspferde auf den Ausstellungen finden. Die D. L.-G. hat nicht veräußert, diesen Wünschen Rechnung zu tragen, und hat mit Auswendung von etwa 4000 M. für Preise eine neue Gruppe geschaffen: „Andere Arbeitspferde“. Es wird sich auf der Ausstellung in Stuttgart, welche vom 25. bis 30. Juni d. J. stattfindet, und den folgenden Ausstellungen zeigen, ob diese Gruppe genügend besetzt wird, oder ob gute warmblütige Stuten im Landtypus, die sich zur Erzeugung sowohl von Halbblutpferden, wie von schwereren Arbeitsschlägen eignen, in der Abteilung Reit- und Wagenpferde eine passende Unterkunft wie bisher finden.

Landwirtschaftliche Erzeugnisse auf der 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Stuttgart. Die Schanordnung für die 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche in den Tagen vom 25. bis 30. Juni 1908 zu Stuttgart auf den Cannstatter Wasen stattfindet, enthält in ihrer 2. Abteilung die Bestimmungen, und die Preisanschreiben für die Ausstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse und Hilfsmittel für den landwirtschaftlichen Betrieb. Zugelassen werden alle landwirtschaftlichen Wirtschafts- und Felberzeugnisse, Hilfsmittel aller Art, welche in landwirtschaftlichen Betrieben und deren Nebengewerben Verwendung finden können, sowie wissenschaftliche Darstellungen, die sich auf die Landeskultur, das Vereins-, Genossenschafts- und Versicherungswesen beziehen, und landwirtschaftliche Literatur. Die Ausstellung erfolgt in 18 verschiedenen Gruppen. Für Samen, frisches Obst, Obstzeugnisse, Obstwein, frisches Gemüse, Milch, Butter, Käse, lebende Bienen, Bienenzeugnisse und Bienenwohnungen sind Preisanschreiben erlassen, und es sind für diese erhebliche Gelbbeträge und eine Anzahl Preismünzen zu Preisen zur Verfügung gestellt worden. In reich besetzten Klassen ist die Aussetzung von Siegerpreisen in Aussicht genommen. Kostproben der Erzeugnisse der deutschen Landwirtschaft werden in einer Traubenweinkosthalle und in einer Kosthalle für Äpfel, Schaum- und Beerenweine geboten werden. Auch ist eine solche Halle für alkoholfreie Getränke vorgesehen. In einer Molkereikosthalle wird die von den Ausstellungskühen gewonnene Milch sowie Proben von der ausgestellten Butter und dem Käse zur Abgabe kommen.

Interessenten wollen die porto- und kostenfrei zur Versendung gelangenden Anmeldebörsche mit der Schanordnung von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW., Defauerstraße 14, einfordern.

Besuch der 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft durch landwirtschaftliche Vereine.

Für den Besuch der 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Stuttgart, welche in den Tagen vom 25. bis 30. Juni d. J. stattfindet, kommt es auch hinsichtlich der Wahl des Besuchstages für die Ausstellungsbesucher auf die Höhe der Eintrittspreise an den einzelnen Tagen an. Der Eintrittspreis beträgt am ersten Ausstellungstage, an dem das Richten der Tiere stattfindet und an dem ein großer Andrang nicht erwünscht ist, 3 M., am Freitag und Samstag je 2 M., und an den folgenden Tagen je 1 M. für den einmaligen Eintritt.

Landwirtschaftliche Vereine, welche gemeinschaftlich die Ausstellung besuchen wollen, erhalten eine Preisermäßigung von 10 Proz. vom zweiten Ausstellungstag ab, sofern die Eintrittskarten durch den Vereinsvorstand in der Höhe von mindestens 25 Stück bezogen werden. Die Bestellungen hierauf sind unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages in der Zeit vom 10. bis 18. Juni an die Hauptstelle der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW., Dessauer-Strasse 14, zu richten, oder es sind die Eintrittskarten vom 22. Juni ab im Empfangsraum vor dem Ausstellungspfad in Stuttgart abzuholen.

Vorsicht beim Einkauf von Reben- und Baumsprizen.

Vorsicht beim Einkauf von Reben- und Baumsprizen.

Wir hatten im Spätherbst des Jahres 1906 für unseren „Landwirtschaftlichen Verein“ dahier eine durch Hand fahrbare Baumspritze mit 100 Liter Flüssigkeit fassendem Kupferbehälter nebst entsprechendem Schlauch- und Rohrleitungsmaterial bei einer pfälzischen Firma zur Anfertigung in Bestellung gegeben. Die alsbald eingetroffene und in Dienst gestellte Spritze funktionierte vorzüglich und zeichnete sich durch nebelfeine Verstäubung auch der konzentrierten Kalkbrühen und hohe Triebkraft bei 6 bis 8 Meter betragenden Leitungen aus. Zu tabeln hatten wir nur die etwas schwachen Fahrbäume, die wir bald verstärken lassen mußten und die Verbindung von Kolben und Pumpenhebel mittels Verschraubung, die sich als unsolid erwies.

Nun stellte sich aber durch eine zufällige Prüfung heraus, daß der Behälter nicht, wie bestellt, aus Kupfer angefertigt war, sondern aus verkupferten Blech. Weitere Untersuchungen ergaben dann, daß auch Weinbergsprizen, die der gleichen Firma entstammten, ebenfalls aus überkupferten Blech hergestellt waren. So beispielsweise auch eine Rebenspritze, die uns im Sommer 1906 gütigerweise vom Landw. Bezirksausschuß Neustadt-Dürkheim ab Fabril bzw. Filiale zur Verfügung gestellt ward.

Es soll nun gerne zugegeben werden, daß die Verkupferung beiderseits eine sehr starke ist und daß es wohl möglich ist, daß eine solche Ueberkupferung an den glatten Gefäßwandungen auf recht lange Dauer gegenüber den Angriffen des Bitriols widerstandsfähig bleibt. Allein, dort, wo die Kanten hervortreten oder wo Vernietungen stattgefunden haben, können die Säuren den unsoliden Kern des Bleches angreifen, und in der Tat sehen die scharfen Ränder solcher Sprizen je nach der Dauer der Verwendung schon recht zerfressen aus. Der Eisenrost tritt did hervor. Unter solchen Umständen kann also von einer Solidität wohl kaum mehr die Rede sein, und der Käufer, der, wenn er auch den „Kupferbehälter“ nicht ausdrücklich zur Bedingung macht, sieht sich hintergangen, denn er denkt nicht daran, daß ein in der Werkstatt oder im Laden als Kupferspritze dem Auge sich präsentierendes Gerät es nur dem Anschein nach ist.

Auch der Landw. Bezirksausschuß Neustadt-Dürkheim scheint in dieser Beziehung getäuscht worden zu sein, denn es darf schwerlich angenommen werden, daß er den Auftrag gegeben hat, verkupferte Sprizen an die Winzer abzusenden, zumal solche Verleihsprizen überaus stark benutzt werden und doppelte Solidität bedingen.

Es entsteht dem Besitzer solcher Sprizen aber auch noch der Nachteil, daß er nach Ausrangierung der Geräte nur ein wertloses Material hat, während bei Kupfergefäßen der nicht unbeträchtliche Kupferwert bleibt.

So viel steht fest, daß unsere Baumspritze ausdrücklich mit Kupferkasten bestellt war und dieselbe auch so von der Firma fakturiert worden ist. Der Preis ist kein hoher, aber immerhin ein einer soliden Ausführung angemessener. Wir hätten trotzdem, wenn man uns bei Bestellung gesagt hätte, wir liefern hierfür nur eine Spritze mit verkupferten Kasten, gerne 15–20 M. für einen reinen Kupferbehälter mehr bewilligt.

Ich weiß nun nicht, ob diese Praxis nicht auch noch von anderen Fabrikanten aufgegriffen worden ist, bzw. ob der von mir ins Auge gefaßte Fabrikant seine Materialverwendung nicht inzwischen geändert hat. Jedenfalls aber liegt die Gefahr nahe, daß bei der Schwierigkeit des Konkurrenzkampfes auch andere Betriebe auf Abwege gedrängt werden könnten, zum Nachteil des verbrauchenden Winzer- und Obstzüchterstandes. Es sollen daher diese Zeilen zur Vorsicht und genaueren Prüfung bei Ankäufen mahnen. Man sollte die Kupfergeräte mit einem spitzen Stahlinstrument tief anrizen, ob das weiße Metall nicht hervortritt und vor allem lasse man sich vom Lieferanten für Rein-Kupferbehälter garantieren. Bruch-Neinsheim.

„Pfalz. Wein- und Obstbauzeitung“.

Kursus über Weingärung, Anwendung von Reihesfen, über Weinkrankheiten u. f. w.

In der Zeit vom 17. bis 29. August 1908 wird an der pflanzenphysiologischen Versuchstation der Kgl. Lehranstalt in Geisenheim a. Rh. unter Leitung von Dr. Kroemer ein Kursus über Weingärung und Weinbehandlung abgehalten.

In diesem Kursus werden durch Vorträge und praktische Übungen behandelt: Wesen und Verlauf der Gärungsvorgänge, die Wirkung verschiedener Gärerassen, die praktische Gärführung, die Anwendung reingezüchteter Hefen in der Kellerwirtschaft, die Bedeutung der Reihesfen für die Trauben-, Obst- und Beerenweinbereitung und die Herstellung von Schaumweinen. Die Abtische, Nachgärung und Säurerückgang, die Umgärung von Weinen, die Infektionskrankheiten des Weines und ihre Behandlung.

Der Kursus ist für Weinbaulehrer, Weingutsbesitzer, Weinbändler, Kellermeister, Küfer u. f. w. berechnet. Zu seiner Teilnahme sind besondere Vorkenntnisse nicht erforderlich.

Anmeldungen sind einzureichen bei dem Vorstand der pflanzenphysiologischen Versuchstation Geisenheim am Rhein, Dr. Karl Kroemer.

Kursus über chemische Untersuchung der Weine.

In der Zeit vom 3. bis 14. August d. J. wird in der önochemischen Versuchstation der Kgl. Lehranstalt in Geisenheim am Rhein ein Kursus über chemische Untersuchung der Weine abgehalten. Täglich findet ein zweistündiger Vortrag statt; die übrige Zeit wird zu praktischen Übungen und Demonstrationen, sowie zu Exkursionen verwendet. Chemische Vorkenntnisse sind zu diesem Kursus nicht erforderlich. Der Unterrichtsplan umfaßt unter anderem:

Die chemischen Veränderungen während der Reife. Zusammensetzung der Moste und Weine. Beurteilungen der Weine auf Grund der chemischen Analyse. Gehehliche Bestimmungen über den Verkehr mit Wein. Nationale Weinverbesserung. Durch chemische Vorgänge bedingte Weinkrankheiten. Das Pasteurisieren. Praktische chemische Untersuchung von Mosten und Weinen.

Anmeldungen und Anfragen zu diesem Kursus sind zu richten an den Vorstand der önochemischen Versuchstation zu Geisenheim am Rhein.

Für Feld und Garten.

Biehzucht. Für Rindvieh und Pferde beginnt jetzt die Zeit des Grünfutters. Der Uebergang zur Grünfütterung muß nur allmählich und mit Vorsicht geschehen. Rindvieh, das Weidegang hat oder Grünfutter erhält, soll in der Frühe nur Raufutter erhalten. Pferde bekommen die ausgestochenen Disteln der Getreidefelder. Jeder Pferdebesitzer weiß die Distelfütterung zu schätzen, wenn er sich einmal davon überzeugt hat. Sie ist die Frühjahrskur für die Pferde. Milchkühe, die immer im Stalle gehalten werden, müssen bei der Grünfütterung vermehrte Einstreu erhalten. Fleißige Lüftung der Ställe und Schutz vor Fliegen ist notwendig. Die besten Fliegenfänger sind die Schwalben; wenn man ihnen durch Anbringung einiger Bretchen an die Stallbede das Bauen ermöglicht und einen Einflug offen hält, siedeln sie sich gerne an. Für Hohlen und Schweine hält man eigene Tummelplätze, damit sie sich bei gutem Wetter viel im Freien aufhalten können.

Unterscheidungsmerkmale zwischen einer Raubbienne und einer nicht raubenden.

Die Raubbienne hat ihr Haarleid bei ihrer räuberischen Tätigkeit im Stock, bei dem hastigen Umherlaufen darin und dem Durchschlüpfen durch enge Löcher und Ritzen, wobei sie sich mit Honig befudelt, eingebüßt und die Farbe ihres Oberkörpers erscheint daher meist rabenschwarz, während die nichtraubende Biene ein volles weißliches Haarleid zeigt. Beim Abfluge ist ihr Hinterleib gesenkt, weil die gefüllte Honigblase ihn niederdrückt. Beim Anfluge verhält sich die nichtraubende Biene ruhig, sitzt einige Zeit still am Flugloch und beginnt ihr Fächerpiel. Die Raubbienne dagegen hat's eilig, sucht hastig nach einem Schlupfwinkel und schlüpft, wenn sie ihn gefunden hat, rasch ein. Ist der Hinterleib der Raubbienne beim Abflug wegen der gefüllten Honigblase straff und ausgebeugt, so ist der der abfliegenden Trachtbiene, weil honigleer, schlank und ihr Flug leicht.

Wolff.

Nützliches Allerlei.

Aufpflanzung von Hockkastanien im Walde. Hockkastanien sind bisher in Wäldern ein seltener Gast geblieben, und doch verdient dieser Baum so sehr, besonders an lichten Waldstellen mit tiefgründigem Boden angepflanzt zu werden. Nicht nur, daß sich durch derartige Unterbrechungen malerische Punkte in unseren Wäldern schaffen lassen, sondern wir verschaffen durch die Früchte dieses Baumes unserem Wilde auch ein höchst willkommenes Futter. Die Früchte sind zwar anfangs bitter, doch verliert sich durch längeres Liegen und Mürbwerden nach und nach das Bittere derselben. Viele Forstmänner lassen sogar, weil sie in ihren Wäldungen leider keine Hockkastanien haben, die Früchte von den Alleeebäumen in den Städten sammeln und im Walde als Futter für das Wild austreuen.

Die in den Waldblößen und Schlägen selbst gewachsenen Pflanzen sind nur dann zum weiteren Versetzen zu verwenden, wenn sie mit einem ihrer Größe entsprechenden Erdballen ausgehoben und versetzt werden. Beim Ausheben dieser Pflanzen ohne Ballen werden die meisten feinen Wurzeln im harten Boden abgerissen, und sie können nicht mehr gedeihen. Eine solche Ballenpflanzung wird man dort vornehmen, wo ein ungleichmäßiger Selbstanwuchs auszubessern ist, da diese Pflanzen nicht weit transportiert werden können. In allen anderen Fällen sind durchaus jene Pflanzen vorzuziehen, die in Forstgärten entweder aus sehr schütterer Saat oder mittelst Ueberschulung derart erzogen worden sind, daß sie ein recht kräftiges, üppiges Aussehen und reichliches Wurzelwerk zeigen. Die in sehr dichtem Schluße erwachsenen, lang und dünn aufgeschossenen Pflanzen, besonders wenn sie schon drei oder mehrere Jahre alt sind, sind unbedingt zu verwerfen. Die ausgehobenen Pflanzen sind in einen dicken Erdb- oder Lehmteig einzutauchen, damit die feinen Wurzelsäfen nicht trocken werden können, und sollen dieselben auch nur in eingeschlemmtem Zustande überliefert werden.

Zur Auswahl der Holzgewächse. Je nach Gattung und Art machen bekanntlich die Waldbäume und Kulturgewächse an die einzelnen Bodennährstoffe, an Wasser, Stickstoff, Kali, Kalk, Phosphorsäure etc. sehr verschiedene Ansprüche. Die auf langjähriger, praktischer Erfahrung beruhende Einteilung der Kulturgewächse in anspruchsvolle, in solche von mäßigem (mittlerem) Bedarf und in genügsame (anspruchlose) findet dadurch ihre wissenschaftliche Begründung. Bei der Auswahl der Holzgewächse müssen in erster Linie folgende Punkte berücksichtigt werden: 1. die mineralogisch-chemische Zusammensetzung, der Humusgehalt, die physikalische Beschaffenheit, Lockerheitsgrad und Tiefgründigkeit der Bodenschichte. Es lassen sich daraus Schlüsse auf den durchschnittlichen Feuchtigkeitsgrad und Durchlüftungsgrad des Bodens, auf den Vorrat an Stickstoffnahrung, an Phosphaten, Kali und Kalksalzen usw. ziehen. 2. Die klimatischen und Lichtverhältnisse des Standortes, namentlich sein Verhalten gegen Wärme und Niederschläge. 3. Das Nährstoffbedürfnis der anzubauenden Pflanzen und ihre Ansprüche an die Standortsfaktoren (Wärme, Licht und Feuchtigkeit).

Hundelager und Hundeställe. Die Krankheiten vieler unserer Hunde und besonders junger Hunde, mögen sie irgend einer Rasse angehören, welcher sie wollen — selbstverständlich handelt es sich nur um edlere Hunderassen — rühren in vielen Fällen von der Nachlässigkeit der Lagerstätte her. Wie oft sieht man

die Hunde auf kalten Steinen liegen und so fort. Ein befreundeter Arzt, der seinen Bernhardiner stets auf den kalten Steinplatten vor dem Hause liegen ließ, wurde auf die Folgen dieser Lagerstätte aufmerksam gemacht. Allein die Ansicht, daß der Hund das vertragen müsse, war bei ihm so vorherrschend, daß er die Folgen zweimal zu tragen hatte. Hoffentlich wird er nun durch den zweimaligen Schaden klug geworden sein, um den dritten Hund mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln. Das beste Lager für einen Hund ist ein Strohlager, auch muß der Hund zur Nachtzeit, d. h. wenn er schläft oder ruht, vor direkter Zugluft geschützt sein, damit er keine trüben Augen bekommt. Wer eine Hundehütte besitzt, tut wohl, statt der Türe eine Plane vorzunageln, weil diese die Hütte stets von selbst abschließt, so daß der Hund vor direkter Zugluft geschützt ist.

Vermischtes.

Ehrenrettung des Weintrinkens. Nach Dr. Schober in der „Heilkunde“ beginnt seit einem Jahre die französische Ärzteswelt geradezu für den Wein, aber nicht für den Schnaps, Reklame zu machen. Den besten Beweis liefert eine Sitzung der Pariser Medizinischen Gesellschaft. In ihr betonte Dr. Courbrau, daß man in Frankreich seit über 2000 Jahren Wein trinke. Auf Grund dieser ungewöhnlich langen Erfahrung könnte man mit voller Sicherheit erklären, daß der Wein auf die Magentätigkeit anregend einwirkt. Außerdem ist er ein wirkliches Nahrungsmittel. Nach neueren, besonders in Amerika angestellten Untersuchungen liefert 1 Liter Wein bei seiner Verbrennung im Organismus ungefähr 540 Kalorien; das macht etwa ein Sechstel der für einen Arbeiter erforderlichen Kalorien aus. Der Wein gibt also auch Kraft, wie es zu allen Zeiten der Volks-glaube verkündet hat. Weiterhin ist er ein Desinfektionsmittel. Die Professoren Sabrazze und Marcandier in Bordeaux haben gezeigt, daß der Wein rasch die im Wasser enthaltenen Bazillen des Unterleibstypus abtötet. Der bekannte Gynäkologe Volcrist in Paris hat sogar eine Beobachtung von familiärer Blinddarm-entzündung, die die abstinenten Mitglieder der Familie befiel und die nicht abstinenten verschonte, veröffentlicht. Schließlich hat die Frage des Weins noch eine enorme wirtschaftliche Bedeutung für Frankreich. Es werden hier jährlich 60—70 Millionen Hektoliter produziert, und ganze große Landesteile leben nur vom Weinbau. Man denke an Bordeaux, die Bourgogne und die Champagne! Diese Rücksichten haben vielleicht den französischen Aerzten auch nicht ganz ferngestanden, als sie in jener Sitzung der Pariser Medizinischen Gesellschaft zum Schluß einstimmig ihr Urteil dahin abgaben, daß der Wein, das Erzeugnis der Gärung des frischen Traubensaftes, für den gewöhnlichen Gebrauch ein nützliches Getränk darstelle, unter der Bedingung, daß er nicht mehr als 9—10 Volumprozent Alkohol enthalte, die tägliche Dosis im Mittel 0,6 Liter nicht überschreite und daß er mit Wasser verdünnt getrunken werde.

Verantwortlich für die Redaktion: i. B.: Paul Lorenz, für den Anzeigenteil: Carl Röstel; Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers Leybold & Franzbühler, sämtlich in Wiesbaden.

Ablatzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unser Anzeigenteil.

Aufbesserung zurückgebliebener Saaten.

Schlecht überwinterten oder sonst mangelhaft entwickelten Saaten (Weizen, Roggen, Gerste, etc.) kann aufgeholfen werden.

durch Kopfdüngung mit Kalisilikat.

Kalisilikat kann nie schädlich wirken. Für diesen Zweck genügen im allgemeinen 200 kg Kalisilikat pr ha. oder 50 kg Kalisilikat pr Morgen. — Auskunft über Preis etc. erteilt die

Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft, Abteilung Steinbrüche in Brohl a. Rh.